

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 14 (1910-1911)
Heft: 12

Artikel: Zeitbetrachtungen
Autor: Oswald, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666269>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

meine ich, liegt für den tiefer denkenden Freund der schönen Wissenschaft von den Sternen ein höherer Genuß, als ihn die Augenweide eines schönen Kometenschweifses bieten kann; wir fühlen den Pulsschlag des Werdens und Vergehens im Sternenraum und erkennen, daß die Wissenschaft ein Rätsel und noch dazu eines, das die Menschheit jahrtausendelang ängstigte, in seinen Hauptzügen entschleierte.

Zufriedenheit.

Und hab ich kein Hättle
Und hab ich kein Haus,
So lauf ich dem Leben
Noch lang lang nit draus.

Ich hab ja ein Herzle,
So klar wie ein See;
Drin spiegelt die Welt sich,
Ihre Freud und ihr Weh.

Und wenn die vergangen,
So bleibt mir meine Welt
Die lieb ich, die b'halt ich,
So lang es Gott gefällt.

Und heißt er mich scheiden,
Das macht mir nit bang':
Das Schönste war mein ja
Ein ganzes Leben lang! V.

Zeitbetrachtungen.

Von Josef Oswald.

Während das menschliche Leben dahinfliegt wie ein Eisenbahnzug, der nicht eher hält, bis der ganze Kohlenvorrat im Tender verfeuert ist, sitzt unser Bewußtsein als Passagier am Kupefenster, versunken in den Anblick der Bilder, die unaufhörlich vorüberziehen. Es ist bald eine kurze, bald eine lange Folge, Sonnenschein und Wolken werfen wechselnd Licht und Schatten darüber, bei dem einen mehr der eine, bei dem andern mehr die anderen. Viele haben im Grunde eine ziemlich einförmige Fahrt; immer wieder fällt ihr Auge auf Flachland mit Sandgruben und Kartoffeläckern und spärliche, wenig bedeutende Erhebungen. Einzelne freilich werden sozusagen immerzu in Spannung gehalten durch interessante, in ihrer romantischen Wirkung fort und fort sich steigende Szenerien. Allein auch diese Passagiere sehen schließlich ermüdet drein und sagen sich, daß ihnen etwas Neues und Überraschendes kaum mehr begegnen werde. Allen aber sind die ersten, in der frohen Morgenstimmung des Beginns empfangenen Eindrücke wenn nicht die schönsten, so doch die unverlierbarsten.

In einer Beziehung geht es auf unserer Lebensreise anders zu als auf der Eisenbahn. Während man hier, auf einer Fahrt von wenigen Stunden, dem Ende zu das Gefühl hat, als ob die Zeit sachte einschlafe, als ob das Räderwerk des Zuges statt mit Öl, irrtümlich mit Leim oder Bech geschmiert werde, scheint auf jener großen, all' die vielen kleinen in sich schließenden Expeditionen die Zeit je länger um so ungestümer dahin zu rauschen, so daß man ihr zuweilen den Hemmschuh anlegen möchte, wenn es nur möglich wäre!

Langsam rollen die Jahre der Jugend seliger Dumpsheit,
Und ihr „spute dich“ ruft eifrig dem Kronos sie zu.

Aber er hört das Wort, und in ewigem steigendem Hasten
Sagen die Kasse der Zeit stürmend hinunter den Weg;
Fassen da muß die Hand im Fluge die leuchtenden Äpfel,
Alle, nach denen sie griff, brachte noch keine herab.
Und wie oft es gelang, es kommt ein letztes Gelingen,
Jeglichem Streben ein Ziel, jeglichem Leben ein Schluß.

Diese schönen Verse, die Theodor Mommsen an seinem sechzigsten Geburtstag seinen Freunden gewidmet hat, deuten den gewaltigen Unterschied an, der in der Auffassung der Zeit in der Jugend und in späterem Alter sich zeigt. Zeit ist keineswegs immer Geld, wie man wohl behaupten hört, doch es geht uns mit der Zeit allerdings wie mit dem Gelde. Als Kind, dies und das ungeduldig herbeiwünschend, was die vorgerückten Lebensstunden erst gewähren können, ist man wie ein Herr von Habernichts, der mit Wonne die großartigsten Schulden machen würde, wenn ihm nur jemand Kredit gäbe. Laß aber das Schwabenalter erreicht sein, so gebärden sich selbst die Wähler der dritten Klasse wie jene Großkapitalisten, die immer noch größere werden wollen. Der Besitz so manches lieben Jährleins erregt unwillkürlich den Wunsch nach möglichst vielen weiteren, und damit er erfüllt werde, gewöhnt sich einer sogar den Alkohol ab, wie laut und begeistert er einst gesungen habe: Im kühlen Keller sitz' ich hier auf einem Faß voll Neben...

Gleichwohl trifft man auf diesem Planeten immer Menschen, die, obwohl völlig ausgewachsen und schon bejahrt, die Überzeugung von dem unendlichen Werte der Zeit — jene allein gültige Maturität für die Hochschule des Lebens — nicht erlangt haben, die daher gewissermaßen nur als Hospitanten dieser Zeitlichkeit gelten können. Im allgemeinen freilich ist das Gegenteil heutigestags guter Ton. „Keine Zeit haben“, hörte man wohl zu keiner Zeit so oft als in unserer. Die Hälfte der Briefe, die man erhält, ist mit dieser Klage erfüllt; fast alle Gespräche werden in dieser Weise eingeleitet. Freilich wird dabei genugsam Komödie gespielt, allein die Gesamtrichtung unseres Zeitalters geht unleugbar dahin, jeder Außerung des Lebens den Charakter einer maßlosen Geschäftigkeit zu geben.

Wer seine Abende außerhalb des Hauses zu verbringen liebt, wird Mitglied so und so vieler Vereine, damit er, wenn der Friede der Feierstunde sich auf die Fluren senkt, im Brustton der Überzeugung sagen kann: Jetzt muß ich in die Sitzung. Wer über das dürftige Maß, das ihr die Schule gegeben, seine Bildung hinausheben möchte, hält sich nicht mit einem regelrechten Studium in stiller Klausur auf, er besucht alle Vorträge, die aus allen Fakultäten sich in die Stadt ergießen, und zeigt sich in seiner Bildungswut als ein wahrer Berserker. Wer einzig der Losung: Freut euch des Lebens! zu folgen trachtet, hat Gelegenheit in Hülle und Fülle dazu; bald ist er auf seine Weise so beschäftigt wie ein Staatsminister. Eines bedingt da das andere. Die zahlreichen Gastereien veranlassen ihn, auch sonst überall, wo etwas los ist, dabei zu sein, um sich mit interessantem Unterhaltungsstoff zu versorgen, denn die Tafel ist nicht kurz. Gang folgt auf Gang, und eine Sorte blinkt nach der anderen im Glase. Es hat aber schon der ahnungsvolle Schiller gesagt: Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort. Die vielfachen Wintergenüsse stimmen wiederum anregend zum Sommerbesuch in Bädern und Kurorten, und so

kommt mancher vor lauter Vergnügen nicht aus der Geschäftigkeit und den Strapazen heraus und vergißt darüber womöglich, seine Kinder zu erziehen. Wer endlich den edlen Trieb verspürt, von Zeit zu Zeit aus der Enge der Stadt in die Freiheit der Natur zu fliehen, der läßt Pedal tretend jenes Hochgefühl die Brust schwellen, dem ein moderner Poet also Ausdruck gibt:

Wie herrlich lang war die Chaussee!
Jetzt kommt das achte Feld voll Alee.
Ich radle, radle, radle.

Gehört er zu den Oberen aus der Zahl von beschränkter Höhe, so ersteht er einen Kraftwagen und fährt mit Gestank dahin.

Der beschleunigte Pulsschlag des Lebens, der an der Peripherie, in den Gebieten des Genusses und Müßigganges sich geltend macht, weist auf die erhöhte Temperatur im Zentrum, wo der Ernst der wirklichen Arbeit zu Hause ist. Immerzu sich rühren und regen, stets bei der Hand sein, den Augenblick erfassen und die Gelegenheit wahrnehmen — anders geht es heute nicht. Sind doch alle Berufe überfüllt, herrscht doch überall der gleiche Andrang, dieselbe Menge und dasselbe Gedränge, indes nur Bevorzugten Glück und Gunst erleichternd den Weg bahnen. Und wäre es nur immer ein ehrliches Ringen der Kräfte! Allein nicht selten nimmt die Konkurrenz Formen an, die nichts weniger als ideal sind. Ist es ein Wunder, wenn den Leuten fortwährend der Kopf brummt von Geschäften, Amt und Pflichten, wenn auch den Stunden der Ruhe und des Vergnügens sich leicht eine nervöse Stimmung mitteilt, wie in stiller Bucht die Bewegung nachzittert, die der Sturm draußen auf der See hervorruft.

Was diese notgedrungen leisten, tun jene im Zwange der Lust. Gelingen und Vorwärtstommen werden zu Stufen, über denen wieder andere lockend empor winken. Wer auf dem Sattel ist, will auch auf die Kuppe. Wundervoll erweitert sich mit dem Erfolge das Feld der Unternehmungen, vor dem Blicke; der Reiz, die Pläne ins große zu treiben, nimmt gewaltfam von der Seele Besitz; die Macht, die die Beherrschung glücklicher und großartiger Geschäfte gibt, verführt wie nur die Sirene Macht verführt, und der Rehrreim lautet: Genug ist nicht genug, kann nimmermehr genügen!

Während auf den Höhen und in den Tiefen des Erwerbs die Schätzung der Zeit immer nur einseitig Bezug nimmt auf das Geschäft oder wie die Berufstätigkeit heiße, zeigt sich ähnliches in der ganz anders gearteten Welt der Gelehrsamkeit. Die als Spezialistentum bekannte Meisterschaft in der Beschränkung, wie sie die riesige Ausdehnung der wissenschaftlichen Gebiete, ihre kaum noch mögliche Bewältigung im ganzen naturgemäß entwickeln, bewirkt u. a. den Übelstand, daß der Gelehrte sich mit Vorliebe ganz und gar als Fachmann fühlt, sich sozusagen in sein Fach vergräbt wie der Dachs in seinen Bau. Wenn aber alle außerhalb desselben liegenden Interessen ihn innerlich kalt lassen, wie den richtigen Geschäftsmann jegliches, was nicht Geschäft ist, so leidet nichts mehr darunter als Kunst und Literatur, die als Nachbargebiete der Wissenschaft mit Recht auch Anspruch auf nachbarliche Beachtung erheben dürfen und gewiß nicht gewinnen, werden sie lediglich als belanglose Zerstreung oder als Angelegenheiten von Frauen und Jünglingen erklärt.

Dabei ist dies nicht das einzige Verhängnis, das Kunst und Literatur in einer maßlos beschäftigten Zeit trifft. Wer nicht ein gewaltiges Genie und als solches willig ist, das unvermeidliche Martyrium auf sich zu nehmen, das aus dem Widerstreben gegen die Zeittendenzen entspringt, paßt sich ihnen unwillkürlich an. Er wird also entweder zum Tausendfüßler, der Produktion auf Produktion häuft, so daß schließlich die flüchtigsten Zeitungsleser nicht umhin können, seinen Namen sich zu merken, weil er ihnen immerfort begegnet — oder er ergreift ebenfalls die Fahne des Spezialtums, indem er stets dasselbe Motiv, dasselbe Milieu behandelt, wodurch das Verständnis seiner Kunst allerdings wesentlich erleichtert wird, wenn auch die Kunst als solche so wenig Vorteil davon hat wie von der Hast und Unreife der Überproduktion.

In den allgemeinen Kulturverhältnissen heutzutage, z. B. in der erstaunlichen Vielartigkeit der Unternehmungen, in der Popularisierung der Wissenschaften, in der Häufung von Kunstschätzen, in der freien Erschließung der Länder, in dem erleichterten Verkehr der Völker usw. — in alledem liegt für empfängliche Naturen, die tätige Menschen von Hause aus gewöhnlich sind, an sich zweifellos weit mehr ein Antrieb zur Zersplitterung als zur Beschränkung. So berechtigt daher diese letztere ist im Sinne willenskräftigster Zusammenfassung für die Erfordernisse des Berufes, einerlei, ob materielle oder ideelle Werte geschaffen werden, so braucht von Zersplitterung doch nicht die Rede zu sein, wenn über die Berufsarbeit hinaus die Neigungen lebendig genug bleiben, um für außerhalb des Berufes liegendes — für Politik, Kunst, Wissenschaft und dergleichen — die nötige Spannkraft zu behalten. Die Erreichung dieses von der Kultur doch eigentlich geforderten Zieles setzt freilich eine sehr gesunde Organisation des Menschen voraus, nicht zuletzt, daß das Leben ordnend und mäßigend von dem Gestirn der Ruhe beherrscht werde, das in diesem nervösen Zeitalter leider so oft sich bewölkt. Als gesund aber ist diese Organisation deshalb zu bezeichnen, weil die durch sie ermöglichte Vielseitigkeit und Beweglichkeit durchaus zu unserer wunderbar zusammengefügten Natur stimmt. Weiß man doch, daß darin jeder Teil sein Recht hat und daß er verkümmert, wenn es ihm nicht wird; weiß man doch auch, daß gerade aus der wechselnden Beschäftigung der einzelnen Teile — ich meine von Geist und Körper, von Verstand und Phantasie usw. — das beste Gedeihen für das Ganze erwächst.

Übrigens hat die scheinbare Kürze der Zeit doch ihre wohlgemessene Länge. Als Goethe einstmals in die Stube seines Onkels kam, sah er, daß der Jüngling sich folgendes aus Jean Paul notiert hatte: Der Mensch lebt nur zwei und eine halbe Minute: Eine Minute lächelt er, eine Minute seufzt er, die dritte würde er genießen, aber in ihrer Mitte stirbt er. — Die Weisheit erachtete der Altmeister wohl als mißverständlich, und da er ein Poet war, der die Poesie zu kommandieren verstand, schrieb er flugs darunter:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Mehr als tausend hat ein Tag —
Söhnchen, nimm daraus die Kunde,
Was ein Leben leisten mag!

